(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 130 — Donnerstag, den 6. Juni — 1901

Freiherr v. Stauffenberg †.

Stuttgart, 3. Juni. Der frühere Reichstagsabgeordnete Freiherr Schenk v. Stauffenberg ist heute gestorben.

Frhr. Franz August Schenk v. Stauffenberg war einer der bedeutendsten Parlamentarier, langjähriges Mitglied des Reichstages und des baierischen Abgeordnetenhauses. Am 3. August 1834 zu Würzburg geboren, wurde er, nachdem er Jura studirt, 1863 Staatsanwalt in Augsburg, verließ aber 1866 den Staatsdienst und lebte fortan auf seinen Gütern in Württemberg (Rißtissen, Wülfingen und Geislingen), 1868 wurde er Mitglied des Zollparlaments und 1871 in den Reichstag gewählt. Als hervorragendes Mitglied der nationalliberalen Partei betheiligte er sich in umfassender Weise an der parlamentarischen Arbeit. 1876 wurde er zum ersten Vicepräsidenten des Reichstages gewählt, 1879 legte er mit Forckenbeck das Präsidium nieder, trat im folgenden Jahre aus der nationalliberalen Partei aus und schloß sich der liberalen Vereinigung, 1884 mit dieser der deutschfreisinnigen Partei an, deren Vorsitzender er eine Zeit lang war. In den letzten Jahren zog sich Stauffenberg zum Theil wegen zunehmender Kränklichkeit, zum Theil aus Unbehagen an der Zuspitzung der parteipolitischen von der reichspolitischen Arbeit zurück. Dagegen betheiligte er sich im baierischen Abgeordnetenhause, dem er seit 1866 angehörte und dessen erster Präsident er 1873—75 war, auch weiterhin lebhaft an den Verhandlungen. Er war mit Schauß Führer der vereinigten Linken und vertrat die nationalen Interessen stets mit großer Entschiedenheit, besonders bei den Verhandlungen über die Zollvereins- und Versailler-Verträge. Im Dezember 1893 erklärte er seinen Rücktritt von der Stelle des 1. Vorsitzenden des Landesausschusses. Stauffenberg war auch Mitglied des baierischen Eisenbahnrathes.

Mit Stauffenberg ist eine im schönsten Sinne des Wortes vornehme, hochgebildete und überaus sympathische Persönlichkeit, ist eine der bedeutendsten und verdienstvollsten Veteranen des Liberalismus dahingegangen. Tiefe Trauer und innige Theilnahme wird mithin in den deutschen Landen die Kunde von seinem Ableben erwecken. Hoch verehrt und geliebt von seinen Freunden, geachtet auch von dem politischen Gegner, wird sein Name in der vaterländischen Geschichte stets in hohen Ehren gehalten werden.

Der kleine Tambour.

Eine Geschichte aus dem Burenkriege von K. Janson.

Nach dem Norwegischen von E. Marr.

Das Burenregiment hatte seinen Tambou verloren und suchte einen neuen.

Da erschien eines Tages eine ältere Frau in Trauerkleidung mit einem dreizehnjährigen, für sein Alter sehr kleinen Knaben im Lager, den sie für den vakanten Posten empfahl.

Die umstehenden Krieger brachen in lautes Lachen aus und auch der Kapitän konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. Der Junge schaute erröthend zu Boden, dann aber schlug er die großen, klugen Augen zum Kapitän auf.

„Sie können ganz unbesorgt sein, Herr Kapitän," sagte er, „ich verstehe mich aufs Trommelschlagen."

Der Kapitän lachte gutmüthig. „Sergeant, holen Sie eine Trommel und lassen Sie den Trompeter mitkommen.

Der Trompeter, ein mindestens dreiellenlanger bärtiger Krieger, erschien und rief beim Anblick des neuen Kameraden spöttisch: „Wie, Du Knirps willst als Tambour bei uns eintreten?"

„Jawohl, und wenn Sie so gut Trompete blasen, wie ich die Trommel schlagen kann, dann soll das Regiment bald nach unserer Musik tanzen," entgegnete der Kleine, während er sich die Trommel um den Hals hing.

Sobald er die Trommelstöcke in Händen hatte, begann er mit strahlenden Augen und so viel Kraft und Verve die Trommel zu schlagen, daß die Soldaten laut ihren Beifall zu erkennen gaben.

Da richtete der Trompeter sich zu seiner vollen Länge auf und blies einen seiner schönsten Märsche. Doch der kleine Tambour begleitete ihn so vortrefflich, daß der Riese große Augen machte.

„Ich werde den Jungen annehmen," wandte der Kapitän sich zu der Mutter. „Wie heißt er?"

„Eduard."

„Wird er aber auch im Stande sein, unsere Märsche auszuhalten?"

Die Mutter brach in Thränen aus.

„Mein Mann und zwei Söhne sind bereits im Kriege gefallen und drei Söhne stehen noch im Felde. Dies ist nun der sechste und der letzte; aber ich vermag ihn nicht länger zu halten. Er will und muß fort, sagte er. Aber ich flehe Sie an, Herr Kapitän, wachen Sie über ihn und bringen Sie ihn mir zurück! Ich bin nun allein — ganz allein."

Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Ich werde thun, was ich kann," sagte der Kapitän; „doch sollte das Aergste geschehen, so fällt er für sein Vaterland und für eine heilige Sache."

„Klein-Eddie," wie der neue Tambour im Lager genannt ward, wurde Aller Günstling, namentlich aber schien er sich das Herz des langen Trompeters erobert zu haben. Wenn die Wege schlecht oder ein Wasser zu durchwaten war, setzte dieser das kleine Kerlchen mit der Trommel einfach auf seine Schulter, doch bei allzu ermüdenden Märschen trugen die Mannschaften des Regiments ihn abwechselnd ein Ende des Weges. Er schwatzte, lachte und schlug die Trommel, daß es eine Lust war, und den bärtigen Kriegern lachte das Herz im Leibe beim Anblick des beherzten kleinen Kameraden. — — — —

Schon versank die Sonne hinter dem blutgetränkten Schlachtfelde, doch immer noch tobte der Kampf. Nur das Dunkel der Nacht vermochte die Fechtenden zu trennen.

Hier und da bewegten sich Laternen. Man suchte nach gefallenen Kameraden. Eine Bahre nach der anderen wurde in das Zelt gebracht, wo die Doktoren die ganze Nacht hindurch beschäftigt waren, Arme und Beine zu amputiren, Wunden zu vernähen und zu verbinden.

Unter denen, die dort suchend mit einer Laterne umherirrten, war auch der dreiellenlange Trompeter. Er hatte seinen kleinen Tambour verloren und war untröstlich darüber.

„Habt Ihr Klein-Eddie gesehen? Wißt Ihr nicht, wo Klein-Eddie geblieben ist?" fragte er überall mit Thränen in der Kehle.

Von Zeit zu Zeit blieb er horchend stehen, in der Hoffnung, vielleicht irgendwo den Klang seiner Trommel zu vernehmen; denn er wußte, daß Eddie seine Trommel nicht im Stiche lassen, sondern sie rühren würde, solange er noch die Hand zu regen vermochte.

Dort! — war das nicht eine schwache Reveille? . . . .

Jetzt wieder. — Das war Eddies Trommel, er rief um Hilfe.

Mit großen Schritten hastete der Trompeter in jener Richtung fort. Und immer deutlicher klangen die Schläge an sein Ohr. Sie kamen aus einem Hohlwege, woselbst die Schlacht am stärksten getobt hatte.

Ueber todte Pferde und Menschen hinweg, in Blutlachen ausgleitend, eilte er der Stelle zu, woher der Trommelklang ertönte. Und — war das dort nicht Klein-Eddie?

Er saß an einen Baumstamm gelehnt, die Trommel neben sich.

„Wie steht es mit Dir, Eddie?" rief der Trompeter besorgt.

„Nicht zu best, Gunnar. Du wirst mich tragen müssen, wie Du es schon so oft gethan hast. Meine Beine sind fort."

Und tieferschüttert gewahrte der Trompeter, daß ihm beide Beine von einer Kanonenkugel fortgerissen waren. Die Stümpfe waren mittels lederner Hosenträger bandagirt.

„Das hat der dort gethan," sagte Eddie, auf einen vor ihm hingestreckten todten Schotten deutend, der in seiner Todesstunde seine Hosenträger abgerissen und sie um die Beine seines Feindes gebunden hatte, um diesen vor dem Verbluten zu schützen.

Behutsam, wie eine Mutter ihr Kind, hob der Trompeter den Knaben empor, während ihm eine Thräne nach der anderen über die gebräunte Wange rollte.

Eddie sah es.

„Warum weinst Du denn, Gunnar? Vergiß die Trommel nicht. Ich darf nicht ohne Trommel im Lager anlangen."

Gunnar willfahrte ihm, ließ den Kleinen behutsam im Grase nieder und band sich die Trommel um den Leib. Dann setzte er Eddie auf die Trommel und ließ dessen Kopf an seiner Schulter ruhen.

„Wie gut Du bist!" sagte der Kleine. „Wir werden noch so manches Mal mitsammen zum Kampfe ziehen. Besinnst Du Dich auch noch auf den Schanzenmarsch?"

Und er begann denselben mit seiner schwachen Stimme zu summen und versuchte, mit den Fingern den Takt dazu auf dem Kalbfell zu schlagen.

„Gunnar," flüsterte er dann, „grüße meine Mutter von mir . . . Ob wir morgen wohl wieder ins Gefecht kommen?"

Die letzten Worte erstarben auf seinen Lippen, sein Kopf sank schwer gegen Gunnars Schulter, der mit seiner Bürde vorsichtig über Todte, Baumstümpfe und Gestein hinweg dem Lager zuschritt.

Als er dort anlangte, war Eddie eine Leiche. Er saß todt auf seiner Trommel.

Was ein Franzose in der deutschen Reichshauptstadt erschaute.

Gegen Sonnenuntergang, so schreibt ein Sohn der pellischen Republik seinem Leibblatt, wird an den Straßenkreuzungspunkten am Potsdamer Thor das Hasten ganz unsinnig. Es ist die befreiende Stunde, das Ende der Arbeit in den Bureaus, die nahegelegeren Ministerien speien ihre Beamten aus. Man sieht zu den ganz in der Nähe liegenden Bahnhöfen, die zu den Vororten und Außenwinkeln führen, einen ununterbrochenen Zug von Leuten mit Packeten eilen, die zu den heimischen Panaten zurückkehren. Die Trottoirs sind gesperrt von braven Familienmüttern, die aus den Waarenhäusern kommen, wo sie den Nachmittag verbringen, um ohne jedes Bedürfniß elenden Schund einzukaufen. Um sie länger in seinem Bau zurückzuhalten, hat der nach ihrem Portemonnaie lechzende Vampyr zwischen dem Kattun, den Kochtöpfen und den gelben Schuhen eine Konditorei mit Kuchen, Kaffee und Bier eingerichtet. Angesichts einer solchen Vereinigung von höchsten Genüssen verliert die gute Bürgersfrau, die gekommen ist, hier für einen Groschen Garn zu kaufen, die Selbstbeherrschung und widmet sich den tollsten Einkäufen. Die Gewissensbisse kommen erst draußen und man sieht im Omnibus und auf der Straße lauter sorgenvolle (!?!) Gesichter; die braven Damen ersinnen kluge Vertheidigungsreden um bei ihrer Heimkehr dem Gatten die ungewöhnliche Ebbe in ihrer Börse klar zu machen. Der Platz wimmelt von Wagen; die Tramway's bleiben fortwährend stehen, um dann unter einem großen Geschimpfe der Fahrgäste nach verschiedenen Richtungen davonzuschleichen. (Die Stockungen und Stauungen im elektrischen Straßenbahnbetrieb sind bekanntlich in Berlin nichts Seltenes.) Ein berittener Schutzmann, dessen Pferd, um sich die Langweile zu vertreiben, ein wenig Quardrille tanzt, macht zahllose, ebenso zornige, als vergebliche Handbewegungen; von allen Seiten kommen die Wagen auf ihn zu und können nicht ordnungsmäßig weiterfahren. Die Unkenntniß und die Ungeschicklichkeit der Wagenführer sind ganz unglaublich. Ein Berliner Kutscher kann nicht einsehen, daß er, selbst wenn der Weg frei ist, rechts fahren muß. Nein, er macht sich in der Mitte der Straße breit, bei Wendungen und an den Ecken ist die Fahrerei beinahe noch entsetzlicher, denn der Kutscher hat sein Pferd nicht mit Sicherheit in der Gewalt. Der Wirrwarr am Potsdamer Thor ist ganz schrecklich, und die Gefahr für die Fußgänger nicht gering. Manchmal wird der ganze Strom für einen Augenblick aufgehalten. Was ist los? Man sieht irgend einen Hofwagen auftauchen, dessen Kutscher von Weiten kenntlich ist. Die Leute eilen neugierig herbei, und oft sieht man weiter nichts, als den Chef der Brodkammer, einen unbedeutenden Mundschenk oder die Königliche Taschentuch-Aufseherin in der Ausübung ihrer unschätzbaren Pflichten. Die bunte Menge strömt in die Potsdamerstraße, die Hauptverkehrsader des Berliner Westens. Plötzlich wird die allgemeine Bewegung für einen Augenblick eingedämmt. Man hat die raschen Klingeltöne einer wohlbekannten Glocke gehört: Die Feuerwehr. Sie rasselt auf ihren eigenartigen Wagen heran. Beim Klange dieser Glocke bleiben alle Wagen stehen, und der geschickte Wagen der behelmten Männer bahnt sich rasch seinen Weg. Man sieht aber nirgends Rauch, verspürt nirgends Brandgeruch, und die irre gemachte Menge eilt auf's Gerathewohl der Feuerwehr nach. Plötzlich befindet man sich vor einem Neubau. In den Grundmauern der neuen Miethskaserne ist ein Einsturz vorgekommen und ein armer Teufel von Arbeiter verschüttet. Ein ganz alltäglicher Fall, der im Polizeibericht der Zeitungen drei Zeilen einnehmen wird. Die benachrichtigte Feuerwehr räumt mit Windeseile auf. Sie begeht heute die Fünfzigjahrfeier ihrer Organisation, und die braven Männer feiern das Fest nach ihrer Weise, durch einen Zuwachs von undankbarer, gefährlicher Arbeit. Sie sind in musterhafter Weise geschult; Alles ist so eingerichtet, daß man Sekunden gewinnt und jede Konfusion vermeidet. Ihre Eile aber ist diesmal unnöthig. Der zerschmetterte Arbeiter ist todt, ein armseliges, obskures Nichts in dieser Stadt der fieberhaften Arbeit. Da kommt schon die Tragbahre vom Bauplatz; man drängt und pufft sich, um das Opfer zu sehen, den Mann, der durch seinen Tod einen solchen Erfolg hat, dessen Leben nichts war. Aber die Leiche ist in Guttaperchadecken gehüllt und auf der Tragbahre festgebunden. Man sieht nur zwei Füße mit blauen, zerrissenen Strümpfen. Mit einer bestimmten, militärischen Bewegung, hat die Feuerwehr das traurige Paquet auf Querstangen gelegt, die sich auf ihren Wagen befinden. Kein flüchtiger Gruß, kein Hut wird abgenommen vor der Majestät des Todes. Der Eindruck, der durch diesen Schicksalsschlag bei der Menge hervorgerufen wird, ist ganz unbedeutend. Denn der Berliner ist auf der Straße bei solchen „Chosen" wenig gefühlvoll und empfindsam. Irgend eine Ehrerbietung für einen namenlosen Verstorbenen kommt ihm gar nicht in den Sinn. Der Berliner, der seinen Hut abnimmt, wenn er eine verrauchte, bierdunstige Winkelkneipe betritt, bleibt bei Sachen, die den Tod betreffen, ganz gleichgiltig. Am ersten Osterfeiertage haben es mehrere junge Damen und Herren sehr scherzhaft gefunden, eine Landparthie in einem, mit einem Baldachin überdeckten Leichenwagen zu machen. So fuhren sie gen Westen hinaus, unter großem Jubel, begrüßt von dem aufmunternden Lachen ihrer belustigten Mitbürger. Auf den Befehl eines alten Feuerwehrmannes, der ein schönes, durchfurchtes Gesicht hat, beginnt die Lärmglocke von Neuem unaufhörlich zu klingeln. Das Leben auf der Straße erstarrt wieder für einen Augenblick, und im Galopp verschwindet der Wagen, während man noch aus der Ferne die Umrisse der Leiche sieht und die Füße mit den blauen Strümpfen, die bei der raschen Fahrt hin- und herschwanken. Eine rumänische Sage erzählt, daß irgend eine steinerne Brücke erst dann fertig gebaut werden konnte, als das erste menschliche Wesen, das hinübergehen wollte, zwischen den Balken lebend begraben worden war. Die „Miethskaserne" kann jetzt fest und dauerhaft und gewinnbringend aus dem Boden wachsen. Es klebt Blut an den Grundmauern.

Vermischtes.

Die Berliner Siegessäule macht jetzt vielen Leuten wegen des in ihrer Nähe zu enthüllenden Sieges-Denkmales Kopfschmerzen. Sie behaupten, die riesige Borussia auf der Säule wirke erdrückend, weshalb die letztere erhöht werden müsse. Diese Borussia machte schon bei der Errichtung der Säule Schwierigkeiten. Der Baumeister der Säule, Strack, wollte sie kleiner haben, der Bildner der Borussia, Drake, wehrte sich hastig dagegen. Die beiden, bis dahin eng befreundeten Männer wurden aus diesem Anlaß solche Feinde, daß sie niemals wieder ein Wort mit einander sprachen. Kaiser Friedrich hatte auch eine eigenartige Meinung von der Säule. Er nannte sie wegen der eingesetzten Kanonen-Rohre den „Siegesspargel."

Ein junger Deutscher, Namens Wenger aus Heidelberg, ist oberhalb Montreux abgestürzt und hat den Tod gefunden. Vergebens war er von seinen Gefährten vor dem Ueberschreiten einer Sicherheitsschranke an abschüssiger Stelle gewarnt. Nach wenigen Schritten glitt er aus und stürzte über den Felsen mit zerschmettertem Schädel in einen Haufen Schnee. Hier wurde er von einem Angestellten der dortigen Bergbahn gefunden, den Kopf bis zu den Schultern im Schnee begraben. Der Tod muß sofort eingetreten sein

Vom Kaiser Franz Joseph erzählt ein ungarisches Blatt Folgendes: Einen Tag vor der Enthüllungsfeier des Denkmales der Kaiserin Elisabeth in Gödöllö waren die Arbeiter im dortigen Park emsig mit den letzten Vorbereitungen zum Feste beschäftigt. Plötzlich und unerwartet tauchte in der schnurgraden Eingangs-Allee des Parkes die Gestalt des Kaisers auf. Mit langsamem Schritt näherte sich der Monarch den Arbeitern, dessen Gruß er gütig erwiderte. Dann gebot er ihnen, das Denkmal von der Hülle zu befreien. Als dies geschehen war, entblößte Franz Joseph sein Haupt, Thränen liefen ihm übers Antlitz, als er die hehre Gestalt Derjenigen sah, die ihm eine treue Gefährtin gewesen auf dem Lebenswege. Nach kurzer Pause winkte der Kaiser den Arbeitern, die Statue ward wieder verhüllt und mit erleichtertem Herzen verließ der Monarch den Schauplatz des ergreifenden Auftritts.

Gräfin Stefanie Lonyay, die verwittwete Kronprinzessin von Oesterreich, liegt in Baden bei Wien krank darnieder.

Dem russischen Tondichter Glinka, dem Komponisten der Oper „Das Leben für den Zaren", soll ein Denkmal gesetzt werden. Der Zar befahl, wie aus Petersburg

gemeldet wird, dafür Geldsammlungen im ganzen Reiche zu veranlassen.

Ein russischer Menschenfreund Vor einigen Tagen ist in Moskau der vielfache Millionär Wirkliche Staatsrath Gawril Ssolodownikow gestorben. Wie Moskauer Blätter melden, hinterließ er sein ganzes Vermögen, 35 bis 36 Millionen Rubel, zur Errichtung von Mädchen-Gymnasien, Handwerkerschulen und Häusern mit billigen Wohnungen für Unbemittelte.

Eine fidele Innungsauflösung hatten sich die Klempner und Kupferschmiede für den Kreis Siegen (Westfalen) geleistet. Nachdem die Innung beschlossen hatte, sich aufzulösen, war man unschlüssig, wie man den vorhandenen Kassenbestand verwenden solle; ein Antrag, von dem Bestand ein Festessen zu veranstalten, fand allgemeine Billigung, und eines Sonntags fanden sich die ehemaligen Mitglieder der Innung in großer Anzahl ein und waren bei leckerem Mahl lustig und guter Dinge. Das dicke Ende kam aber nach. Die Sache kam der Handwerkskammer zu Arnsberg zu Ohren. Diese wandte sich an die Regierung, und diese verfügte, daß von sämmtlichen Theilnehmern am Essen die verbrauchten Innungsgelder im Verwaltungswege wieder einzuziehen seien.

Wieder ein neuer Höllenstoff! „Maximit", der neue Explosirstoff, den der bekannte amerikanische Mordmaschinen-Erfinder Hiram Maxim zusammengestellt, ist von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erworben worden. Es ist tödtlicher als Lyddit und weniger gefährlich zu handhaben, als Schießpulver. Die Maximitgeschosse durchschlagen einen zwölfzölligen Panzer. Sie explodiren sodann und zerschmettern Alles, womit sie in Berührung kommen. Ein nettes Pülverchen!

Die Berliner Waarenhäuser werden immer vielseitiger: Erfrischungsräume sind schon längst nichts Seltenes mehr, und das Gratis-Photographieren wird in vielen geübt, das Neueste ist nun aber die Verquickung von Waarenhaus und Weinprobierstube. Ein Waarenhaus in der Leipzigerstraße verschänkt Wein in Gläsern zum Preise von 10, 15 und 25 Pfennigen pro Glas. Nun fehlt noch, Gratis-Concerte — sind ja auch schon da, noch ein „Ueberbrettl!" — dann ist alles Moderne beisammen. Auf der anderen Seite beweist dieser Vorgang freilich auch, daß der Weizen der Waarenhäuser auch gelitten hat. Ohne Grund macht man nichts.

In Italien haben sich wieder einmal **Briganten** gezeigt. Die Villa des reicheren Grundbesitzers Passelajua bei Marsale wurde von dreißig, bis an die Zähne bewaffneten Bandieten überfallen und total ausgeraubt. Die Kerle schleppten auch den neunjährigen Sohn des Besitzers fort, für den sie 10000 Frs. Lösegeld fordern.

Berliner Bahnfreuden. Zu diesem für Jeden, der Berlin besuchen will, interessanten Thema spielt die Berliner National-Zeitung: „Die Verkehrspolitik der Berliner Stadtbahn hat es dahin gebracht, daß die Bevölkerung sich an die Sturmszenen, die sich an schönen Sommer-Sonntagen auf die Züge der Stadt- und Vorortbahnen entwickeln, nahezu gewöhnt hat. Durch die Gestaltung der sonst überall vergönnten Freiheit, daß sich in vollbesetzte Wagenabtheile soviele Menschen hineinzwängen können, als nur Lust haben, hat die Bahnverwaltung die Berliner zur Rücksichtslosigkeit förmlich erzogen und dem brutalen Ellbogen im Eisenbahnverkehr die Herrschaft abgetreten. Die Folgen einer solchen Ellbogenfreiheit äußern sich in den vielen Klagen über Verletzungen des Anstandes und der guten Sitte auf der Berliner Stadtbahn, über physische und hygienische Mißstände, die in den überfüllten Abtheilen herrschen etc. Ordnungsliebende Bewohner, insbesondere Familien mit kleinen Kindern, haben es längst aufgegeben, an Sonntagen die Eisenbahn zu benützen und verzichten lieber auf einen Erholungsausflug ins Freie, um nicht ins Kampfgetümmel des Bahnhofes zu gerathen. Trotz aller Klagen und Beschwerden hat sich die Eisenbahnverwaltung noch nicht entschließen können, hier Abhilfe zu schaffen. Vielmehr hat sie es dulden müssen, daß sich diese Ordnungslosigkeit in letzter Zeit auch auf die Fernzüge ausgedehnt hat. Derartige Zustände müssen für die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes verhängnißvoll werden, aber an eine Beseitigung desselben wird wohl nicht eher gedacht werden, als bis wieder durch ein Massenunglück die Nothwendigkeit von Aenderungen klar gelegt worden ist.

Weibliche Lakeien in London. Eine exentrische Londoner Finanzbaronin hat sich mit einem halben Dutzend stattlicher blonder Jungfrauen umgeben, die in einer etwas gewagten Tracht einherstolzieren. Die Dame ist der Ansicht, daß weibliche Dienstboten niemals wirklich „smart" aussehen, da sie aber das Betragen der männlichen unausschließlich findet, glaubt sie dadurch den besten Ausgleich zu erzielen, daß sie ihre bildsauberen 6 Blondinen ganz einfach in Hosen steckte und ihnen einen Titus kopfscheeren ließ. Das Kostüm des modernsten weiblichen Lakeien besteht in einer ziemlich engen Kniehose aus schwarzem Atlas, schwarzen Seidenstrümpfen und schnallenbesetzten Lackschuhen und in einem sich über einer weißen Broketweste öffnenden Sammetjackett. Neben diesen wirklich verführerischen Lakeien paradieren in dem halbstöckigen Wohnhaus der Lady noch mehrere als Pagen angekleidete jüngere Mädchen, die sich in ihren tadellos sitzenden Livreen allerliebst ausnehmen. Aehnliche Einrichtungen finden sich in vielen vornehmen Londoner Häusern. Böse Zungen behaupten, die betreffenden Hausherrinnen könnten es sich gar nicht erklären, warum in ihren Salons mit einem Male so viele Herren verkehrten — — — — — — — —

Mit einem „**Nachmittag im Paradiese**" hat der „Deutsche Verein für intelligente Leibeszucht" das von seinen Mitgliedern geschaffene **Licht-, Luft-, Sportbad** auf dem Gelände der Radrennbahn „Kurfürstendamm" in **Berlin** eröffnet. Das Fest war in der That „paradiesisch", denn die meisten Theilnehmer, sowohl die zünftigen Mitglieder des „Sonnenordens", wie auch die Gäste trugen nur durch Anlegung einer kleinen Badehose der „Mode der Neuzeit" Rechnung. Einige hatten noch eine Art römischer Toga übergeworfen, und erst in vorgerückter Stunde wagten sich einige „ganz Moderne" im leichten Sportanzug in den Kreis der Nackten. Unter den Anwesenden befanden sich Aerzte, Sportsleute, junge Künstler und Schauspieler. Einige hatten ihre Körper mit farbigen Arabesken bemalt (!) und gaben sich allerlei turnerischen Spielen hin. Man blieb etwa fünf Stunden bei Spiel, Musik und Trank in ungezwungenster Weise vereinigt. — Das neue „Licht-, Luft-, Sportbad" ist etwa einen Morgen groß und enthält Turngeräthe, Lawn-Tennis-Platz u. dergl. m. Auch für Sandbäder, Brausen u. s. w. sind Vorkehrungen getroffen, während die Wandelhalle Gelegenheit zum Wettrennen und Radfahren giebt. Es soll in erster Reihe Kur-Zwecken dienen, dann aber auch eine Stätte sein zur Pflege des „Nackturnens". Professor Begas hatte schon früher in Berlin einen „Nackturnverein" für Künstler begründet, und man will nun diesen Sport, mit dem man an die altgriechische Gymnastik anzuknüpfen meint, in weitere Kreise tragen.

Eine Zusammenstellung der **muthmaßlichen Gewitter-Perioden** dieses Jahres hat Professor August **Schmidt** in Stuttgart, wie die „Köln. Ztg." mittheilen kann, veröffentlicht. Nach dieser Darstellung, die Schmidt als ein Hilfsmittel der Wetter-Voraussicht bezeichnet und die er Mitte April fertigstellte, war Ende Mai eine Periode sehr erheblicher Gewitterthätigkeit, was sich in der That durchaus als zutreffend erwiesen hat. Für die kommenden Monate ergiebt die Zusammenstellung Folgendes: Die Gewitterhäufigkeit nimmt ab bis zum 8. Juni, bleibt dann bis zum 14. etwas ansteigend, aber unter der normalen, sinkt noch mehr bis zum 18. und hebt sich dann bis zum 27. und 28. fast zu der Intensität der Periode Ende Mai. Hierauf beginnt wieder eine Abnahme, die bis zum 5. Juli dauert, ein geringes Anschwellen um den 10., dann ein sehr starkes bis zum 25. Juli. Hierauf Abnahme bis zum dritten August, während um den 23. August wieder häufige Gewitterbildung zu erwarten ist. Dann nimmt die Häufigkeit ab und bleibt vom 30. August bis 10. September erheblich unter der normalen, hierauf wieder Zunahme, die vom 15. bis 22. September recht merklich ist, dann aber bis zum Schlusse des Monats sinkt. Die Zeiten mit geringster Gewitterwahrscheinlichkeit sind die trockenen Perioden: also vom 8. bis 18. Juni, die erste Hälfte des Juli, besonders um dem 5. und 15., um den 1. bis 4. August, dann um den 9. bis 13. August, endlich die Zeit von Ende August bis gegen den 10. September.

Zu schweren Gewaltthätigkeiten ist es in dem Belgischen Dorfe Burght an der Schalde gekommen. Auf dem Baron von Allendorf gehörigen Guanohabick hat der neue, aus Deutschland gekommene Unterdirektor Keller eine Anzahl Neuerungen, auch Lohnherabsetzungen eingeführt, die ihn bei der Arbeiterschaft verhaßt gemacht haben. Als sich Keller jüngst Morgens an der Schalde entlang in die Fabrik begeben wollte, wurden unter lauten Schmähungen Steine nach ihm geworfen, Keller zog seinen Revolver, feuerte und tödtete einen 22jährigen Arbeiter. Auf der weiteren Flucht rannte er mit einem anderen Arbeiter zusammen der den Direktor festhalten wollte. Keller verwundete auch diesen. Während des Handgemenges waren aber die Verfolger herangekommen, warfen Keller zu Boden und nahmen ihn den Revolver fort. Der Bedrohte entkam den Arbeitern und lief unter einem Steinhagel nach der Schalde und verbarg sich dort hinter einem Boot, wobei er bis zum Halse im Schlamm stand. Immerzu flogen Steine auf ihn zu und viele verwundeten ihn. So ging es anderthalb Stunden, während die Fluth stieg und der Tod durch Ertrinken immer drohender wurde. Erst dann kam ein Gendarm, der den schwer verwundeten Keller befreite, ohne daß die Arbeiter sich einmischten. Der Zustand des zweiten verletzten Arbeiters ist hoffnungslos. Direktor Keller dürfte am Leben bleiben.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 4 Juni 1901.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 732–756 Gr. 132–133 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr.
transito kleine 602 Gr. 93 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. 134 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 3,97½–4,02½ M.
Roggen- 4,67½–4,70 Mk.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer

Bromberg, 4. Juni 1901.

Weizen 168–176 M., abfall. blau sp. Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136–144 Mk.

Gerste nach Qualität 130–140 Mark,
gute Brauerwaare nomin. 156 Mk., feinste über Notiz.

Futtererbsen 140–150 Mk.

Kocherbsen 180–190 Mark.

Hafer 143–153 Mk.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Bekanntmachung.

An unseren Elementarschulen ist die Stelle eines katholischen **Elementarlehrers** zu besetzen.

Das etatsmäßige Diensteinkommen der Stelle beträgt:

1. Grundgehalt . . 1100 Mk. jährlich
2. Miethsentschädigung
   a für Verheirathete . . 400 Mk.
   b für Unverheirathete 240 Mk.
3. Alterszulagen von 150 Mk. nach Maßgabe des Volksschullehrer-Besoldungsgesetzes vom 3. Marz 1897 und zwar nach siebenjähriger Dienstzeit im öffentlichen Schuldienst nach je drei Jahren.

Bewerber wollen ihre Meldung unter Beifügung ihrer Zeugnisse und eines Lebenslaufs bei uns

bis zum 20. Juni d. Js.

einreichen.

Thorn, den 20. Mai 1901.

Der Magistrat.

Polizeiliche Bekanntmachung.

Von beachtenswerther Seite ist darauf hingewiesen worden, daß die feilgehaltenen Mineral-Wässer, wie Selterser, Soda-Wasser u. A. m., an die Abnehmer oft eiskalt verabfolgt werden und daß der Genuß so kalten Wassers auch in normalen Zeiten leicht ernste Verdauungsstörungen von längerer Dauer nach sich zieht.

Die Verkäufer von Mineralwasser im Ausschank werden hierdurch angewiesen, das Getränke nur in einem der Trinkwasser-Temperatur entsprechenden Wärmegrade etwa 10° C. abzugeben sind.

Das Publikum wird daher vor dem Genuß eiskalter Getränke überhaupt, insbesondere aber der Mineralwässer gewarnt.

Thorn, den 15. Mai 1901.

Die Polizei-Verwaltung.

Mühlen-Etablissement zu Bromberg.
Preis-Courant.
(Ohne Verbindlichkeit).

pro 50 Kilo oder 100 Pfd.	vom 15./5. Mark	vom 4. 6. Mark
Weizengries Nr. 1	15,80	15,80
do. „ 2	14,80	14,80
Kaiserauszugmehl	16,—	16,—
Weizenmehl 000	15,—	15,—
do. 00 weiß Band	12,60	12,80
do. 00 gelb Band	12,40	12,60
do. 0	9,20	9,40
Weizen-Futtermehl	5,40	5,40
Weizen-Kleie	5,40	5,40
Roggenmehl 0	12,—	12,—
do. 0/I	11,20	11,20
do. I	10,60	10,60
do. II	7,80	7,80
Commis-Mehl	9,80	9,80
Roggen-Schrot	9.—	9,—
Roggen-Kleie	5,60	5,60
Gersten-Graupe Nr. 1	14,—	14,—
do. „ 2	12,50	12,50
do. „ 3	11,50	11,50
do. „ 4	10,50	10,50
do. „ 5	10,—	10,—
do. „ 6	9,50	9,50
do. grobe	9,50	9,50
Gersten-Grütze Nr. 1	10,30	10,30
do. „ 2	9,80	9,80
do. „ 3	9,50	9,50
Gersten-Kochmehl	8,—	8,—
do.	—,—	—,—
Gersten-Futtermehl	5,60	5,60
Buchweizengries	17,—	17,—
Buchweizengrütze I	16,—	16,—
dto. II	15,50	15,50

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.